

# Welcome Home

Kann man an mehreren Orten gleichzeitig zu Hause sein? Ist es ein Privileg oder eine emotionale Zumutung? Von Denise Forte.

**D**ie letzte Stunde vor meiner Abreise ist immer die Schlimmste. Eine angespannte Stimmung liegt in der Luft. Immer wieder füllen sich meine Augen mit Tränen, aber ich habe einen der schwersten Abschiede aller meiner Reisen hinter mich gebracht. Der Abschied von dem mir am meist vertrauten Ort, der Ort, an dem ich aufgewachsen bin. Der Abschied von meinen Eltern.

Ich habe viele Orte, an denen ich zu Hause bin. Jetzt sind es schon drei. Kann man überhaupt an mehreren Orten gleichzeitig zu Hause sein? Physikalisch nicht – aber vielleicht gefühlt? Emotional stoße ich an meine Grenzen. Ich war mal wieder zu Besuch in meinem Heimatland, das Land in dem ich geboren wurde, in dem meine Eltern und mein Bruder leben.

Vor sechs Wochen verabschiedete ich mich von meinen Freund\*innen in Kanada – auf unbestimmte Zeit. Das belastet mich am meisten, nicht zu wissen, wann ich wiederkomme oder ob überhaupt. Es macht es mir leichter, dass Kanada nur gute zwei Jahre mein Zuhause war. Schlimmer ist der Abschied, wenn ich Neuseeland verlasse. Zehn Jahre habe ich dort gelebt und lange Zeit war dies mein unumstrittenes Zuhause. Ich habe mich noch nie irgendwo auf dieser Welt so zu Hause gefühlt wie in den ersten Jahren in Neuseeland. Nicht mal in meinem Geburtsland, in Deutschland.

Doch nach fünf Jahren in Neuseeland vermisste ich vertraute Rituale, meine Heimat. Bis dahin war mir nicht klar, dass ich so empfinden konnte. Absurd fand ich das, denn Bayern war doch eigentlich nie mein

„Zuhause“ gewesen. Meine Eltern sind '69 aus Tschechien nach Deutschland ausgewandert. Fliehen musste man erst nach '69. Bis zu meinem neunten Lebensjahr durften wir das Heimatland meiner Eltern nicht besuchen. Doch dann fiel die Mauer. Bis dahin war ich mir sicher, dass meine Eltern anders waren als die Deutschen, weil sie eben Tschechen waren, nicht Deutsche, und wir Kinder waren dann auch Tschechen. Logisch. Aber dann erlebte ich: Meine Eltern waren auch anders als meine tschechische Verwandtschaft. Wahrscheinlich waren sie auch schon vorher anders und sind deshalb weg. 21 Jahre konnten meine Eltern nicht in ihre alte Heimat reisen. Jetzt hatten sie einen deutschen Pass. Und was waren sie jetzt? Und was waren wir Kinder?

Die erste Reise nach Tschechien war ein Abenteuer. Es herrschte pure Wiedersehensfreude. Uns Kindern wurde in die Backen gezwickt, als ob man sich vergewissern wollte, dass es uns wirklich gab. Uns kannte bis dahin noch keiner. Bis auf unsere Großeltern, die durften ein Mal im Jahr rüber, in den letzten Jahren bevor die Mauer fiel.

Nach einigen Reisen in die tschechische Heimat schwand die Romantik. Deutsche mochte man nach dem Mauerfall nicht. Ich wagte es nicht mehr Tschechisch zu sprechen. Ich hatte einen deutschen Akzent. Besonders traumatisierend war für mich ein Zwischenfall, als meine Tante mich vor der ganzen Familie als Deutsche beschimpfte. Ich sollte nicht denken, dass meine Scheiße besser stinke, weil ich eine Deutsche wäre, warf sie mir vor. Ich hatte das deutsche Wort „Nein“ benutzt. Ich wusste mir einfach

nicht mehr zu helfen. Höflich hatte ich mehrere Male dankend in meinem schüchternen Tschechisch die unzähligen Aufforderungen zum Essen abgelehnt. Ich war zehn Jahre alt. Das war das erste Mal, das ich erfuhr, dass ich gar keine Tschechin sei. Mein Bruder wohl schon, denn der fraß immer alles und viel. Meine Tante war begeistert. Sein Tschechisch war auch besser als meins.

Ich fühlte mich nicht als Deutsche, wenn unsere Familie im Ausland gemeinsam den Urlaub verbrachte.

## **Das Entsetzen, wenn ich etwas falsch mache beim Biertrinken**

Wir genossen das richtig und machten uns einen Spaß daraus, deutsche Urlauber auf Deutsch zu kritisieren: „Schau dir die Deutschen an“, war so ein Standard-spruch von uns und wir lachten los. Aber in Tschechien waren wir die Deutschen.

Die bayerischen Traditionen waren mir oft fremd. „Was? Du hast kein Dirndl!“ Ganz entsetzt reagierten meine Freund\*innen. Oder als ich mit 16 zugeben musste, dass ich nicht wusste, was ein Weißwurstfrühstück war, geschweige denn die Essensregeln dazu kannte. Da fühlte ich es wieder, dass ich keine Deutsche war. Und eine Tschechin durfte ich auch nicht sein.

Umso absurder war es dann, als ich in Neuseeland endlich ein Land fand, in dem ich mich heimisch fühlen konnte, plötzlich aber merkte, dass ich trotzdem zum ersten Mal meine Kultur vermisste. Wenn ich mal wieder im Ausland lebe, vermisse ich eben jene Brezen und Weißwürste, die mich damals von meinen Freund\*innen abgrenzten. Mittlerweile gibt es sogar in meiner Familie Weißwurstfrühstück. Es ist sogar zu einer richtigen Tradition geworden. Heute liebe ich Traditionen, mit denen ich aufgewachsen bin.

Jahrelang bin ich um die Welt gereist. Ich war eingeladen auf traditionellen Hochzeiten in Sri Lanka,

Indonesien, und sogar mehrere Male in Malaysia, und natürlich auch in Neuseeland. Alle freuten sich, dass ich versuchte den traditionellen Regeln gerecht zu werden. Es war aufregend und lustig. Zumindest war das meine Wahrnehmung. Auf den Hochzeiten meiner deutschen Freunde war ich nicht. Warum? Ich ertrage es nicht: die Erwartungen meines Geburtsortes, meiner Freund\*innen. Das Entsetzen, wenn ich etwas falsch mache beim Biertrinken. Ein Zeichen dafür, dass ich gar keine richtige Deutsche bin. Oder – ganz schlimm – keine wasch-echte Bayerin.

Heute ist mir das wurscht. Überall auf der Welt wollte ich dazu gehören, mich anpassen, mein Zuhause finden. Nur nicht in meiner Heimat, in der ich geboren und aufgewachsen bin.

Jeder empfindet Kultur unterschiedlich. Es ist unmöglich, Vergleiche zu stellen. Ich selbst sehe neue Orte mit einer frischen Energie, die ich zu Hause nicht spüre. Mein Verhalten strahlt nach außen, hat eine Wirkung – dabei spielt auch eine Rolle, was ich für den anderen repräsentiere. Unzählige Zufälle treffen da aufeinander. Sämtliche Aufeinandertreffen von zwei oder mehreren Kulturen sind sehr individuelle Erfahrungen.

Inzwischen bin ich nach Kanada gezogen. Ich fühle mich dort sehr wohl. Aber Heimat? Ich weiß es nicht. Jetzt bin ich nochmal für ein paar Monate in Neuseeland, lebe in einem Küstenort, der bei Surfern sehr bekannt und beliebt ist, in einer kleinen Künstlerhütte, in der ich meine Bilder verkaufe. Jetzt ist gerade Hauptsaison. Die Tourist\*innen und Surfer\*innen kommen und kaufen meine Bilder.

Doch dieses Jahr möchte ich eine Entscheidung treffen. Wo ist mein Zuhause? Am liebsten wäre es mir, wenn ich mich in Europa wieder zu Hause fühlen könnte. Das wäre am Einfachsten. Die letzten Wochen in Europa waren sehr emotional. Doch ich merke: In diese Gesellschaft voller Druck und Erwartungen passe ich irgendwie nicht mehr. Da bin ich mehr „Kiwi“ oder Kanadierin. Allerdings: Ich vermisse meine Familie viel zu sehr. Ich will die langen Abschiede nicht mehr ertragen müssen.

Der Zug rattert. Neben mir wird in einem vertrauten Tiroler Akzent gesprochen. Da war ich auch mal eine Zeitlang zuhause. Vorfreude auf meine neuseeländische Heimat und Freund\*innen kommt auf. Gleichzeitig schmerzt der Gedanke, wieder so weit weg von meinen Eltern zu sein. Die werden ja auch nicht jünger. Wie viel Zeit haben wir noch? Habe ich das

alles aus jugendlichem Leichtsinn, aus einer gewissen Arroganz oder gar Egoismus heraus gemacht? Da ist er wieder, der emotionale Stress, den ich als Heimatlose fühle. Oder bin ich gar nicht heimatlos, sondern habe eben mehrere Heimaten gleichzeitig? Emotional ist das kaum zu managen – bürokratisch auch nicht. In dieser globalisierten Welt gibt es keinen offiziellen Platz für Nomad\*innen wie mich. Für eine Nomadin, die auch noch Künstlerin ist! Die meisten Jahre habe ich freiberuflich gearbeitet. Wollte ich zurück, wäre mir die Altersarmut in Deutschland wohl sicher.

Die Buddhisten sagen, dass man sein Zuhause in sich selbst findet. Ja, das verstehe ich. Und das beruhigt mich. Vor allem dann, wenn ich mal wieder irgendwo um ein Visum für eine Arbeitserlaubnis kämpfen muss. Doch meine Freund\*innen und Familie, die mittlerweile überall auf der Welt verteilt sind, bringt das auch nicht zusammen. Wenn aber meine Freund\*innen und meine Familie meine Heimat sind, dann werde ich meine Heimat, mein Zuhause nie über einen einzigen Ort definieren können.

Am Flughafen sitzt ein junger Mann hinter dem Schalter. Automatisch spreche ich ihn auf Englisch an. Er sieht meinen deutschen Pass und fragt, ob es auch auf Deutsch geht, das würde ihm einfacher fallen. Ich entschuldige mich, ja klar, weiß auch nicht wieso. Ich höre vom Nebenschalter, wie zwei Reisende nach ihren Visa für Neuseeland gefragt werden. Die Person am Schalter weist darauf hin, dass man als Tourist\*in einen Rückflug oder Ausreiseflug vorweisen müsse. Den haben die Reisenden noch nicht. Sie sagen: „We will be back in five minutes.“ Der junge Mann blättert interessiert in meinem Pass weiter und findet meine neuseeländische *permanent residency*. Begeistert fragt er: „Ah, Sie wohnen also in Neuseeland?“ – Ja, nein, vielleicht ... schon.

Irgendwie fühlt es sich doch gut an, mit einem warmen, zufriedenen und vor allem sicheren Gefühl wieder in das Land zurückzufliegen, in dem ich Steuern zahle, eine Krankenversicherung habe und eine vollständige Bürgerin bin. In Neuseeland angekommen ist eine riesige Warteschlange am Grenzscharter. Ich höre wie Reisende befragt werden. Einer vor mir ist freiberuflicher Fotograf, will drei Monate Neuseeland bereisen. Er wird gefragt, wie er das finanzieren will. Und ob er Freunde in Neuseeland hat. Mir kommt das bekannt vor. Nach Kanada bin ich auch mit einem Touristen-Visum eingereist. Grenzen sind etwas Seltsames und Unangenehmes. Man wird ausgefragt wie ein\*e Kriminelle\*r. Irgendwann wird es diese Grenzen so nicht mehr geben, davon bin ich

überzeugt. Bis dahin müssen Menschen wie ich, die in der Welt herumreisen und ihr Zuhause suchen, bei diesem Bürokratenspiel mitmachen. Doch heute brauche ich mir keine Sorgen machen, offiziell ist Neuseeland immer noch mein Zuhause. Die Grenzbeamtin öffnet meinen deutschen Reisepass, ein kurzer Blick auf das Foto, dann auf mich: „Welcome Home“.<

Denise Forte  
*ist in München  
aufgewachsen und  
Künstlerin. Sie malt  
Bilder, illustriert  
Bücher und streift  
durch die Welt.*